

Lebensfragen der katholischen Akademikerin

Un deutschen Universitäten ist die katholische Akademikerin zwiefach in der Fremde: als Frau, weil die Universität von Männern begründet, für Männer eingerichtet und in männlichem Geist geführt ist; als Katholikin, weil die Mehrzahl unserer akademischen Lehrer andern Geistes sind und somit die ganze Luft der Vorlesungen und Übungen nicht von der Sonne katholischer Gesamtschau erhellt und erwärmt ist. Zwiefach in der Fremde, erfährt deshalb die katholische Akademikerin an sich die Wahrheit des Wortes: *Vae soli!* Sie geht durch große Gefahren für ihr frauliches Wesen und ihren katholischen Glauben, wenn sie allein bleibt. Die Männlichkeit des Schulsystems und der Umgebung bringt ihr das eigene Anderssein immer neu zum Bewußtsein. Manche Studentin wird dadurch innerlich unzufrieden mit ihrem Frauentum, beneidet den Mann und verliert so die natürlich gegebene Lebensfreude in bewußter oder uneingestandener Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal. Andern wird dieses stets neu erfahrene Anderssein zum Anlaß, es bewußt auszuspielen, ihre frauliche Besonderheit zum Anreiz für den Studenten zu machen und so sich frühzeitig in Bindungen zu verstricken, die für ihr Studium wie für die Reinheit ihres Wesens gleich verhängnisvoll werden. Wieder andere suchen dieses Anderssein möglichst abzulegen, werden unfraulich und burschikos. Die unkatholische Geistigkeit der Hochschule aber bedeutet für die katholischen Studentinnen einen immer neuen Angriff auf die schlichten Auffassungen und Wertungen, die ihr katholischer Kinderglaube ihnen zur festen Gewöhnung gemacht hat, und ohne äußern Halt und seelsorgliche Sonderhilfe wird es ihnen nur schwer gelingen, mit dem Verlust dieser Auffassungen nicht auch den Verlust ihres Glaubens büßen zu müssen.

Als Frau und als Katholikin hat darum die Akademikerin ernste Gründe, sich in den Strom des Lebens an der Universität nicht allein zu wagen, sondern sich von Anfang an mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden zusammenzuschließen, um ihr Frauentum und ihr Christentum während der Studienzeit zu bewahren und ausreifen zu lassen. Leider vereinigt sich aber nur ein Viertel oder höchstens ein Drittel der alljährlich neu zur Hochschule kommenden katholischen Mädchen im Verein oder im Bund oder in der Kongregation mit Gleichgesinnten, um sich gegenseitig Stütze und Hülfe zu gewähren und sich vom eigens bestellten Seelsorger helfen zu lassen. Es spricht bei der Ablehnung solchen Anschlusses viel Selbstständigkeitswille des heutigen Mädchens mit, viel Abneigung gegen Bindungen und Formen, gelegentlich auch die Scheu vor immer neuer Klärungsarbeit gegenüber letzten Fragen. Ich sage natürlich nicht, daß die andern zwei Drittel oder drei Viertel unserer katholischen Studentinnen, die allein bleiben, an der Universität notwendig den Gefahren erliegen, von denen ich oben gesprochen. Aber es hat mir doch einst einen tiefen Eindruck gemacht, als mir einmal ein erfahrener medizinischer Kollege, der sich immer bewußt als Atheist bezeichnet, trotz seiner libertinistischen Gesamtaufassung sagte, wenn er eine Tochter hätte, so würde er sie nur zur Universität ziehen lassen, wenn sie dort im Elternhaus oder in einer vertrauenswürdigen Familie von Freunden wohnen könnte, die das Elternhaus wirklich ersetze.

Diesen Ersatz für den heimischen Familienkreis findet die katholische Studentin in der auf religiöser Verbundenheit sich gründenden Gemeinschaft mit Gleichstrebenden. Sie findet noch mehr darin. In der vorwiegend männlichen Umgebung der Hochschule droht der allein Stehenden das Abreißen fraulicher Tradition. Im Zusammenschluß findet sie gleichalterige, aber auch reifere Freundinnen, findet sie Anschluß an Führerinnen, die schon im Berufsleben stehen und ihr den Zusammenhang mit den Bewegungen und Aufgaben des katholischen Frauenlebens vermitteln. Viel Dankbarkeit für beides, was sie im Zusammenschluß gefunden, für echte religiöse Förderung wie auch für helfende und stützende Freundschaft, habe ich in Freiburg als Studentinnenseelsorger spontan sich äußern hören, wenn das Semesterende und der Abschied die Zungen lösten. Studentinnen, die in falschem Selbständigkeitswillen sich vom Zusammenschluß im katholischen Kreise fernhalten, ahnen nicht, welcher Möglichkeiten der Lebensbereicherung und Glaubensfestigung sie sich berauben.

Der Weg des akademischen Studiums ist für viele Akademikerinnen eine sehr reine Freude. Denn das verlangende Aufnehmen und Lernen und das selbständige Ausführen übertragener Arbeiten liegt dem Mädchen, und ich habe immer wieder beobachtet, daß die mit dem Examen abgegangene Studentin sich langsamer von der Universität löst als der Student. Sie bleibt, wenn ihre ersten Berufszeiten sie in der Universitätsstadt selbst Arbeit finden lassen, noch lange Zeit ein viel gesehener Gast in den Räumen der Alma mater, sie arbeitet in den Seminarien weiter, sie hört noch Vorlesungen. Diese Tatsache sowie ihre Freude daran, schon während der Studienzeit auch Vorlesungen aus nicht pflichtmäßigen Fächern zu hören, zeigt, wie froh im großen und ganzen die Studentin ihre Berufszeit auffaßt. — Aber nicht allen blüht dieser Garten so heiter.

Viele ringen schwer mit Existenzsorgen, bilden sich zu Meisterinnen im Hungern aus und schädigen auf Jahre ihre Gesundheit. Manch eine greift im Studium fehl, wechselt das Fach und bleibt auch dann von Zweifeln gequält, ob sie auf dem rechten Weg sei. Manch eine gerät in die oben erwähnten Gefahren, die mit der großen Freiheit des Umganges besonders für die Alleinstehende verbunden sind, und denen sie sich nicht rechtzeitig zu entwinden weiß. Manch eine kämpft einen erfolglosen Kampf mit den Stürmen des Geisteslebens, die ihr das Haus des Glaubens einreißen. In allen solchen Fällen finden einzelne von selbst den Weg zum Seelsorger, um diese Dunkelheiten in offener Aussprache aufhellen zu lassen, andere werden von einer verstehenden Freundin beraten und schließlich dem Seelsorger zugeleitet. Dem Liebeswerk der Seelsorgehilfe öffnen sich so schon in frühen Studientagen stille Wege. Wie viele jedoch es sein mögen, die mit den genannten dunklen Mächten ringen, ohne Hilfe zu finden, das bleibt dem Seelsorger verschlossen. Und selbst unter denen, die ihn zu Rate ziehen, sieht er die eine und andere scheiden, zerfallen mit Glauben und Kirche, vielleicht auch in tätlichem Bruch mit der überlieferten Sitte. Doch bleibt in solchen Fällen meist ein Band zurück: die Erinnerung an das einmal beim Priester gefundene Vertrauen. Es dringt mancher Bekenntnisbrief auch von denen, die geistig ins Exil gezogen sind, mit offenem oder kaum verhülltem Heimweh zu dem einstigen Seelsorger.

Die Zeiten sind vorbei, da man aus dem Gesellschaftszimmer eines Studentinnenvereins die Töne des Liedes „Burschen heraus“ erklingen hören konnte. Abgesehen von ganz wenigem, was den Studentenkorporationen abgelauscht worden ist — noch heißen die Jungmitglieder des Vereins „Füchse“ und ihre Erzieherin „Fuchsenmutter“ —, hat sich die Studentin die Form ihrer Geselligkeit selbst geschaffen. Alte Volkslieder sind an die Stelle schlecht passender Kommerslieder getreten. Ich muß sagen, daß ich die schönsten und eindruckvollsten Abende in akademischen Kreisen bei den Studentinnen verlebt habe. Denn sie wußten den Abend mit Geist zu füllen. Und der Geist schuf sich die Form, die den einzelnen Abend als Einzelerinnerung sich einprägen ließ, während Erinnerungen an Studentenkeipen und Kommerse doch meistens nur Typenbilder sind. Ich gedenke eines Abends: Fünfhundert Jahre deutscher dramatischer Dichtung. Man saß an gedeckten Teetischen vor der Bühne. Zuerst ein paar einleitende Worte der Vorsitzenden, dann in feiner Auswahl vier Stücke aus deutschen Dramen: Ein „Heimgang von Golgotha“ aus einem mittelhochdeutschen Passionspiel, ein Stück von Hans Sachs, die Gartenszene aus Goethes „Faust“ und schließlich die Sterbeszene aus „Hanneles Himmelfahrt“. — Noch tiefer prägte sich mir ein Sommerabend des düstern Jahres 1923 ein. Ruhrbesetzung, Sperrung des nahen Eisenbahnknotenpunktes Offenburg, unheimliches Anschwellen der Inflation legten einen seelischen Druck über das Ende des Semesters, dem auch das Herz des Erwachsenen kaum mehr standhalten konnte. Was sollte da die Jugend sagen, die sich alle Wege verbaut sah? In dieser Atmosphäre des Grauens lud eine Freiburger katholische Studentinnenvereinigung zu ihrem Abschiedsfezt ein. Der ganze Abend war gefüllt mit Proben aus der einzigen Periode deutscher Dichtung, die ähnlicher Stimmung Ausdruck und Lösung zu geben hatte. Wir hörten das Wiegenlied einer Mutter an der Wiege des Knaben im Dreißigjährigen Krieg, mit der düstern Fernsicht in die Zukunft des Kindes; dann ein Landsknechtslied aus derselben Zeit; dann das liebliche „Komm Trost der Nacht, du Nachtigall“; und endlich das Zwiegespräch des jungen Simpli mit dem Einsiedler. Das trug in den dunklen Ernst der Gegenwart Lichtstrahlen innigen Gottvertrauens aus verwandter, fernliegender Zeitstimmung. Dieses Sommerfest war Erquickung und Weihe. — Solche Abende schaffen die Kreise des alten Verbandes. Ich habe deren viele mit Klarheit in Erinnerung, weil sie klar entworfen und durchgeführt waren¹.

Andersgeartet, aber nicht minder geistgefüllt sind die Treffen der „Jugendbewegten“. Sie halten stille Aussprache-Abende, mit einem und dem andern Lied umrahmt, im Zimmer eines Mitgliebes. Sie feiern Adventsfeier — ohne jede Bewirtung — mit Jungbornern, Hochländern, Quikbornern, mit verheirateten Altmitgliedern, mit eingeladenen Ordensleuten und Weltgeistlichen der Stadt: Man sitzt in weitem Kreise um den Tisch mit dem Adventskranz und seinen Kerzen, und man läßt Worte aus den Propheten, Gesänge, Lautenspiel und dramatisches Spiel an Aug' und Ohr vorbeiziehen, bis endlich ein liturgisches Abendgebet die studentische Feier abschließt. Manchmal veran-

¹ Über diesen „Verband katholischer deutscher Studentinnenvereine“ orientiert die Zeitschrift „Die katholische Studentin“. 10. Jahrgang 1928. Berlin SW 19, Niederwallstraße 11.

stalten diese Studentinnen auf stiller Waldwiese mit den „Hochländern“ Reigenspiele und Gesang, und sie feiern auf Schwarzwaldhöhen Sommer-Sonnentwende.

Hier ist schon angedeutet, wie die katholisch organisierte Akademikerin zum Studenten steht. Sie hält sich von den ärgerlichen Einzel- und Gruppenfreundschaften mit frivolen „Studikern“ fern, wie sie in Übungszimmern der Seminarien und auf den Präparierböden, in öffentlichen Lokalen und auf Ausflügen sonst oft geschlossen werden. Sie ist auch nicht „Couleurdame“ einer katholischen Studentenverbindung im alten Sinne. Die Vereinsstudentin gehört mit ihren Sorgen und Freuden ihrem Kreise an und verkehrt in andern Kreisen, — Fachschaften, Klinikerschaften, Studentenkorporationen, Familien — meist nur als Gast. Sie steht nicht mit irgend einer Studentenkorporation gewissermaßen im Verhältnis einer dauernden Verbündeten. Die eigene Vereinigung ist ihr Kreis, ihre geistige Heimat, der sichere Boden, von dem aus sie in andere Kreise hinübertritt, ohne ihre geprägte geistige Form zu verlieren. Vergendes Elternhaus in der Fremde ist ihr der Verein gleichstrebender Freundinnen. — Was den Umgang der Hochländerinnen mit den Studenten betrifft, so mag Dr. Marta Paulus uns einiges darüber sagen: „Die Jugendbewegung brach mit der überlieferten Förmlichkeit. Die Verbeugung wurde zum kameradschaftlichen Händedruck, der Vorrang der Dame wurde zum Nebeneinanderschreiten. . . . Das Mädchen wurde Weggenosse in dem Ernst der Arbeit und in der Freude des Spiels. . . . Nicht kindliche Anmut und Unwissenheit ist ihr Schmuck, im täglichen Kampf wird das Mädchen ernst und reif, wird Frau. Ihre Augen sehen Leid und Not, ihre Züge sind härter geprägt, und wenn sie trotz allem ihre frauenhafte Würde und Milde bewahrt, dann trägt sie eine Krone, die mühsam errungen wurde. . . . Warum mußt unsere Gemeinschaft so fremd und eigenartig an? Weil sie getragen wird von dem Gedanken der Gotteskindschaft, aus dem das Geschwistertum folgt, das uns zum Vater zurückführt.“¹ Als langjähriger Beobachter des Lebens in den Kreisen der Jugendbewegung bestätige ich gerne das hier Gesagte. Die „Erziehungsgemeinschaft“, die Student und Studentin neuer Prägung sich da geschaffen haben, bringt schöne Früchte zum Reifen.

Bei der Schilderung abendlicher Feste habe ich vorhin schon zu erkennen gegeben, welche Stellung unsere katholischen Akademikerinnen zur Literatur einnehmen. Sie leben im deutschen Schrifttum und greifen mit sicherem Urteil das Gute heraus, um ihrem Kreise geistigen Reichtum zuzuführen. Gelegentlich fragte mich eine junge Philologin, wie sie als Katholikin zu einer rechten Freude an all den vielen unkatholischen und oft genug unchristlichen Erzeugnissen der deutschen und auch der fremdsprachigen Literatur kommen könne. Da sei doch eigentlich die nichtkatholische Kollegin besser daran. Sie könne sich unbefangen jedem neuen Meister und seinem Werke gefangen geben, während die Katholikin immer wieder ihre Vorbehalte zu machen habe. — Ich konnte ihr erwidern, daß sie selbst gerade darin den geistigen Vorzug der Katholikin angedeutet habe: Der Nichtkatholik wird gar zu leicht „von jedem

¹ „Neues Studententum“ 8. Jahrg., 4. Heft (München 1928), S. 12—14. Diese Zeitschrift orientiert über den Hochland-Verband.

Winde der Lehre umhergetragen gleich der flutenden Woge“ (Eph. 4, 14; vgl. Jak. 1, 6), während die katholische Seele zwar mitschwingt bei allem Edlen und Schönen, aber ein sicheres Urteil gewinnt gegenüber dem Verführerischen, Falschen und Bösen, auch wenn es sich im schönen Gewande der Sprache darbietet. Und ich wies sie darauf hin, wie sie gerade dadurch später als Lehrerin der Literatur zugleich Erzieherin und Festerin der ihr anvertrauten Seelen werden könne, ohne auch nur um ein Jota weniger Verständnis für die Schönheit der Form haben zu müssen.

Mit dem Wort von der Schönheit der Form legt sich von selbst die Frage nahe: Wie stellt sich die katholische Akademikerin zu der heute so oft übertriebenen Pflege der Schönheit äußerer Erscheinungsform? Die Zeiten sind längst vorbei, in denen die Studentin durch „emanzipiertes“ Äußeres in Kleidung und Benehmen auffiel. In der Universitätsstadt sind die Studentinnen im Straßenbild nicht als solche vor andern Frauen und Mädchen zu erkennen. Den Kult der Leibespflege, wie ihn neuheidnische Frauenkreise als Ersatz für die verlorene Religiosität vielfach eingeführt haben, macht die katholische Akademikerin nicht mit. Aber Wandern und Skilaufen und abendliches Turnen unter Leitung einer geprüften Turnlehrerin hat sich als gesunde Gegenwirkung gegen die aufreibende Arbeit des Studiums auch im katholischen Studentinnenleben eingebürgert. Ein „Reichsverband für Frauenturnen“ hat sich gebildet, der die angeschlossenen Vereine zu einem planmäßigen Wirken für die leibliche Erhaltung der Mitglieder erzieht und zugleich die von den Bischöfen gezogenen Grenzen und Weisungen beobachten lehrt. Katholische Akademikerinnen wirken darin führend und beratend mit¹.

Wesentlich anders als der Student steht die Studentin ihrer Zukunft und Berufsfrage gegenüber. Wenn sie ihren Blick hinausgeschweifen läßt über die frohen Jahre der Studienzeit, so kann sie nicht, wie jener, sich ein tüchtiges Wirken im Beruf und zugleich ein Schalten und Walten im Familienkreis denken. Für sie gibt es da nur das Entweder — oder. Dadurch kommt in ihr Inneres eine Unruhe, die der Konzentration des Studiums nicht förderlich ist. Die Studentin arbeitet auch aus diesem Grunde unter schwereren Bedingungen als der Student. Wird der Beruf einst die Seele wirklich erfüllen können? Wird er ihr jene Hingabe ermöglichen, jene Lösung aller Kräfte, nach der das Frauenherz verlangt? Wohin führt das Studium? Zum Verwerten des Erlernten in späterer Selbstständigkeit oder zum Untersinken müssen in hausfraulichen und mütterlichen Sorgen? Die Fragen quälen und bohren. Dennoch findet man es heute nur selten, daß die Studentin, wenn eine Verlobung den Weg zum eigenen künftigen Familienleben eröffnet, deshalb ihr Studium abbräche. Die heutige Akademikerin führt auch beim Ausblick auf die bevorstehende Verheiratung meist ihr Studium zu Ende und tritt als geprüfte Referendarin oder als Doktor mit ihrem Lebensgefährten an den Traualtar. Ich habe schöne und wertvolle Lebensbündnisse sich auf dieser Grundlage gestalten sehen. Ich habe in echt christliches und durch Jahre erprobtes Familienleben hineinblicken dürfen, in dem die fertiggeschulte Akademikerin

¹ Siehe Dr. med. Marg. Hattmer, Neuzeitliches Frauenturnen, in der Zeitschrift „Die katholische Studentin“, Juni 1928, S. 7—14.

als Gattin und Mutter schaltete. Doch bringt sie als solche viele schwere Opfer. Denn die Mutterpflichten ziehen sie oft unbarmherzig von liebgewordenen wissenschaftlichen Arbeiten hinweg. Aber verständnisvoll begleitet und unterstützt sie die Geistesarbeit des Gatten, wird den Kindern Erzieherin und Lehrerin zugleich und weiß oft trotz aller Sorgen und Mühen noch wissenschaftliche Einzelarbeit zu leisten. Auch die früh wieder selbständig Gewordene, deren Gatte im Krieg oder durch andere Schicksalsfügung dahingerafft war, sah ich mit Gottvertrauen und Fleiß durch geistige Arbeit, Schriftstellerei oder Lehrtätigkeit, den verwaisten Kindern Brot schaffen.

Solcher Frauen Leben ist reich an Fülle der Liebe und des Schmerzes, der Sorge und der Freude. Aber auch sie werden gerade durch diese Fülle auf die immer unausgefüllt bleibende letzte Leere hingewiesen, die allem Erdenleben eigen bleibt: die Leere des Herzens, in dem eine Stimme nach dem Ewigen ruft, das hier in der Zeit uns versagt bleibt, nach dem Vollkommenen, das hier in der Welt des Unvollkommenen immer mehr als unerreichbar erkannt wird. Und glücklich jenes Herz, das dieser Stimme nicht Schweigen gebietet, sondern sie rufen und schreien läßt: „Aus der Tiefe rufe ich — O Herr zu Dir!“

Damit nähern wir uns der letzten Antwort auf die vorhin gestellte Frage: Kann der Beruf die Seele der Akademikerin erfüllen? — Es wäre ein verkümmertes Menschenherz, das sich von einer Berufsarbeit, welcher Art sie ist, wirklich ausgefüllt wüßte. Wir kennen diesen verkümmerten Menschentyp des ganz in Spezialforschung aufgehenden und darin vertrocknenden Forschers. Das Ideal des Berufsmenschen ist er nicht. Das Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott. Mit der großen Sehnsucht nach Gott im Herzen wird die berufstätige Frau, wo immer sie steht, ihren Beruf als Gottesdienst täglich neu aufopfern, wird eben deshalb den Beruf als Dienst an der Gemeinschaft in die von Gott geschaffene Menschenwelt eingliedern und wiederum dadurch im Beruf und über die Facharbeit hinaus die dienende, helfende Liebe, die uns Gott am nächsten bringt, in schweesterlicher Christengefinnung täglich betätigen. So wird sie — nicht einen Ersatz für die nicht verkostete eheliche und mütterliche Liebe, sondern — jene noch höhere Liebe in ständiger Aktivität, Opferbereitschaft, Freude und Sorgenfülle finden, auf die hin das Menschenherz überhaupt, das Frauenherz insbesondere geschaffen ist: die Liebe des Geistes, von der auch die echte mütterliche und eheliche Liebe nur ein Teil ist, die Liebe des Strebens nach der ewigen Gemeinschaft aller Edlen und Gerechten in Gott. Sehr schöne Worte hat darüber Ida Maria Soltmann auf der Essener Frauenbundstagung 1927 gefunden. Und auch manches von dem, was Dr. Gerta Krabbel auf demselben Tag von Essen über die tragende und schaffende Kraft im Berufsleben der Frau gesagt hat, gehört hierher¹.

Die katholische Akademikerin steht also diesen Fragen anders und mit ruhigeren, tragfähigeren Grundsätzen gegenüber als die moderne Heidin. Anfangs erlebte diese im Berufsleben der selbständigen Frau hauptsächlich das beglückende Gefühl der Durchbruchleistung, der Pionierarbeit für ihr Ge-

¹ Frauenberuf und Frauenberufung (Düsseldorf 1927, Schwann) 87 ff. und 110 ff.

schlecht im Vormarsch der Menschheit. Aber diese Pionierarbeit hat schon heute beinahe ihren Sinn verloren. Der Durchbruch ist zu Ende. Die selbstständige berufstätige Frau ist da. Immer noch bleibt der nichtgläubigen Akademikerin der Gedanke: „Ich habe vielen Mitschwestern irgendwie den Weg zu zeigen.“ Aber dieser Weg ist trostlos, wenn er im einsam betretenen Lande des ewigen Schweigens und Todes endet. Solchen nicht tragfähigen Grundsätzen gegenüber sind die Grundgedanken, Ziele und Hoffnungen der katholischen gebildeten Frau von absoluter Werthhaftigkeit: Sie arbeitet nicht bloß für die Einordnung der Frauen in die Gesamtkulturarbeit der Menschen, sie arbeitet zugleich immer mit an der Gewinnung und Führung vieler Mitmenschen zur ewigen Gemeinschaft in gottestrunkener Himmelseligkeit.

Solche Weihe ihrer Arbeit als Dienst Gottes und des Nächsten führt viele Akademikerinnen dazu, früher oder später dieser Weihe eine feste religiöse Form zu geben im Gelübde der Jungfräulichkeit. Nicht Enttäuschung, nicht schicksalhaft erzwungener Verzicht, sondern der Opfer- und Weihegedanke, der in der Freihaltung der Liebe und aller Kräfte für Gott und Gottes Reich liegt, führt eine große Zahl studierender Katholikinnen frühzeitig, oft schon in der Studienzeit selbst, zu diesem heiligen Gelöbniß¹. Es ist dann eine begreifliche Folge, daß gleichstrebende Seelen sich zusammenschließen. Und so ist auch auf deutschem Boden mehr als eine religiöse Genossenschaft entstanden, deren Mitglieder ohne durch äußere Tracht oder gemeinsame Wohnung sich auszusondern, unerkannt mitten unter uns wirken und sich zu vollkommenen Opferseelen bilden.

Nicht so oft, als man es auf Grund so edler Gesinnung erwarten zu dürfen glaubt, führt dieser Opfergedanke bis zur letzten und vollständigen berufsmäßigen Selbsthingabe, bis zum „Brandopfer“ des Gehorsamsgelübdes im kirchlichen Ordensleben. Drei Medizinerinnen habe ich im Laufe eines Jahrzehntes seelsorglich kennen gelernt, die dem Ordensberuf sich weihten. Zwei sind vor der Erreichung ihres Zieles vom frühen Tode abgerufen worden, die dritte leitet heute als Missionsbenediktinerin und Ärztin ein Negerhospital in Afrika. Einige Philologinnen sah ich in Lehrorden eintreten und dort zur beglückenden Lebensarbeit gelangen; andere wieder konnten trotz besten Willens im Kloster nicht heimisch werden. Sie ertrugen rein gesundheitlich die Lebensart nicht, die dort gefordert wird, und schieden blutenden Herzens wieder aus². Und doch sollte man gerade in den für Erziehungsarbeit gegründeten Orden wie auch in den beschaulichen Orden, die dem Studium, der Betrachtung und dem Chorgebet sich widmen, für katholische Akademikerinnen viel Raum vermuten. Ich glaube, daß es beiderseits hier noch an der rechten Fühlungnahme und am genügenden Kennenlernen fehlt. Die von manchen Lehrorden jetzt aufgenommene Praxis, ihre Mitglieder erst nach festem Einwurzeln in der Ordens-

¹ Wie auch die von der Vorsehung auferlegte, nicht selbst gesuchte Ehelosigkeit zu hoher Geistigkeit führen kann, zeigt Elisabeth Hoffmann mit ihrem Büchlein „Ungefreit“ (Vom ledigen Weibestum). Habelschwerdt 1927, Franke.

² Eine machte die Bemerkung, daß der feste Stirn- und Kopspanzer, zu dem sich der Schleier in manchen Ordenstrachten entwickelt hat, ihr beständig Kopfweh bereite und daß er wohl zu einer Zeit erfunden worden sei, in der die Erziehungsarbeit noch nicht so angestrengte Kopfarbeit wie heute erforderte.

familie zum Studium an die Hochschule zu senden, mag diese allmählich mehr in persönliche Berührung mit den Studentinnen bringen, den Studentinnen einen tieferen Einblick in die Vereinbarkeit akademischer Berufsbildung und klösterlicher Gesinnung eröffnen und dadurch in Zukunft auch einen größeren Zugang aus den fertig geschulten Akademikerinnen zum Ordensberuf zur Folge haben.

Nachdrücklich sei hier darauf hingewiesen, daß Medizinerinnen sehr schöne Arbeitsgebiete im Ordensleben finden können. Von der Missionsbenediktinerin, die heute als leitende Ärztin in Afrika ein Hospital führt, habe ich schon gesprochen. Von den beiden andern, die Gott vor Erreichung ihres Zieles heimrief, hatte die eine die Zusage einer großen Vinzentinerinnenkongregation, die sie als Schwester und Ärztin aufnehmen wollte und bereit war, ihr auch ein berufliches Arbeitsfeld und stete Weiterbildung in der ärztlichen Kunst zu gewährleisten. Die Schwesternkongregationen haben ja meist auch Krankenhäuser für ihre eigenen Mitglieder, oder sie leiten Fürsorgeheime, Kinderhospitäler oder Mütterheime, wo eine Schwesterärztin wundervolle Tätigkeit finden könnte. Die andere der beiden in Rede stehenden Klosterkandidatinnen wollte sich dem Orden vom Guten Hirten anschließen und hoffte, dort gleichzeitig als Heilbringerin für Seele und Leib ihren vom Leben verwundeten Schwestern dienen zu können.

Auch die Nationalökonomin und Soziologin kann heute in Ordensgenossenschaften neuerer Prägung ihre Sacharbeit betätigen. Ich denke da etwa an die Arbeit der Freiburger Liobaschwestern, Oblatinnen des hl. Benedikt, die in jeder Gestalt der Seelsorgehilfe und Caritasarbeit tätig sind, oder an ähnliche neue Schwesternschaften, wie die Schwestern des Johannesbundes (Sig Leutesdorf a. Rh.), des katholischen Apostolates (Sig Bogweiler), der katholischen Heimatmission (München), der Elisabethschwestern (Freiburg i. Br.) usw.

In vielen Fällen aber wird gerade die Mitarbeit in der organisierten Liebes- und Rettungstätigkeit unserer Großstädte und Landbezirke die beweglichere Freiheit der nicht ordensmäßig gebundenen Akademikerin fordern. Und so sehen wir heute Akademikerinnen in allen Zweigen der liebenden Fürsorgertätigkeit: in der Zentrale des deutschen Caritasverbandes, in sozialen Frauenschulen, Caritaschulen, Gemeindepflegerinnenschulen, im Dienste der katholischen Fürsorgevereine für Mädchen, Frauen und Kinder (Zentrale Dortmund), im Dienste der Fürsorge- und Jugendämter der Städte und Kreise. Durch Mitarbeit an diesen Werken der helfenden Liebe nehmen unsere katholischen Akademikerinnen tätig Stellung zu den großen Nöten der Zeit. Sie erkennen in ihrer Auswahl zu höherer Bildung und geistiger Arbeit eine unverdiente Gnade, die ihnen die soziale Pflicht auferlegt, eben diese Bildung und Arbeit in den Dienst des Volkes und besonders der Armen und Elenden zu stellen. Es liegt der Frau nicht, in heißender Kritik laute Weherufe über die Korruption unserer Gesellschaft auszustößen. Sie greift lieber helfend und rettend hinein in die Reihen derer, die durch diese Korruption hinaus- und hinabgestoßen werden, und lindert zuerst die nächste Not. Dabei vergißt sie nicht, weitausschauende Arbeiten anzugreifen, die eine Besserung und Stärkung der gesellschaftlichen Ordnung im Volke bezwecken. Die Gründung großer, vom katholischen Geist belebter berufsständischer Organisationen, die Mit-

arbeit in der Politik und der Gestaltung der öffentlichen Meinung wird heute von mutigen Frauen in vorbildlicher Weise geleistet. Ob sie nun durch Reden und Schulungskurse, durch organisatorische Werbung und Aufbauarbeit, durch Übernahme von Mandaten in städtischen und provincialen Parlamenten, im Landtag und Reichstag, oder nur durch fleißige Mitarbeit in Zeitschriften und Frauenbeilagen unserer Tageszeitungen tätig sind, überall finden wir sie in friedvollem Wirken für die Zukunft des Volkes, nicht in dem lärmenden, kämpfenden, oft gar so friedlosen Schelten, Streiten und Kritisieren, von dem politische und soziale Männerarbeit nur zu oft begleitet ist. Die Sorge, daß unsere katholische Frauenwelt durch den Eintritt in die politische Arena an ihrer Fraulichkeit und ihrem Frieden eine schmerzliche Einbuße erleiden werde, hat sich als unbegründet erwiesen. Ich habe immer wieder mit Freude gesehen, wie die Reinheit des Eifers, die Wärme des Enthusiasmus und der Schmerz ernster Sorge sich mit feinsten Selbstzucht bei den Frauen verband, die ich auf dem Rednerpult und am Vorstandstisch großer Versammlungen und nachher in vertraulichem Kreise im Gespräche beobachten konnte. Wir haben Grund zu der Hoffnung, daß unsere Führerinnen in der großen Öffentlichkeit diese Frauenwürde in dem Maße bewahren werden, in dem sie katholisches Glauben und Beten bewahren. Denn die größte Bildnerin der Frauenseele ist und bleibt die katholische Religion, die katholische Kirche.

Und damit komme ich an ein letztes, tief in das Denken, Grübeln, Leiden und Jubeln der Akademikerin hineinwirkendes Problem. Die katholische Kirche ist als größte Bildnerin der Frauenseele auch ihre Beseligerin, ihre Trösterin. Jubelnde Schilderung und Dankesworte aus Briefen berufstätiger Akademikerinnen bezeugen das immer wieder. Aber die Akademikerin hat es nicht immer leicht, bis zu solchen Erfahrungen zu kommen. Ihr medizinisches und biologisches Wissen, ihre soziologischen und geschichtlichen Erkenntnisse reißen vor ihren Augen Abgründe auf, die sie in der Kinder- und Schulzeit nie geahnt, und wissend um das Frauenelend langer Jahrtausende, wissend um Frauennot und -leid der Gegenwart, wissend um die von vornherein viel größere Belastung der Frauenseele mit Beschwerden und Möglichkeiten Leiblichen Schmerzes, fragt sie sich zagend: Wie konnte der Allweise und Allmächtige, wenn er doch allgütig ist, soviel Schmach und Unfreiheit, soviel Vergevaltigung und Qual auf die eine Hälfte der Menschheit häufen? Und wenn die Kirche hier Wandlung geschaffen hat, hat sie endgültige und gründliche Wandlung geschaffen, oder steht sie nicht selbst noch irgendwie auf dem Boden einer Minderwertung der Frau, sind ihre Diener und Amtsträger nicht oft erfüllt von schlecht verhehlter, manchmal unbewußt roh zum Ausdruck kommender Geringschätzung der Frau?

Als Dogmatiker muß ich gestehen, daß trotz des Hinweises auf die Ur- und Erbsünde, die Frage immer schwer lösbar bleibt, wie Gottes Güte, Weisheit und Allmacht vereinbar ist mit dem unsäglichen Frauenleid, das uns die Sittengeschichte der Völker und die Soziologie der Gegenwart aufzeigt. Wir können nur darauf hinweisen, daß diese Frage eine Teilfrage nach der Möglichkeit des Leidens überhaupt in der Schöpfung des gütigen Gottes ist. Das letzte Warum bleibt unbeantwortet, solange wir nicht zur Anschauung Gottes gelangen. Aber die quälende Bitterkeit, der Stachel wird der Frage

genommen durch die Tatsache, daß Gott selbst in Menschengestalt sich unter das harte Gesetz des Leidens gestellt hat, daß auch er im Eli-Eli-Schrei am Kreuz das „Warum“ ohne Antwort hinausgerufen hat, daß er aber zugleich im Tetelestai — „Es ist vollbracht“, und im Gebet: „Vater, in deine Hände lege ich meine Seele zurück“, die vorbildliche und stärkende Lösung für unser Verhalten gegenüber dem Leid gebracht hat. Wenn wir die Frage vom unlösbaren „Warum“ auf die lösbare Frage umleiten: „Wie soll ich mich dem Unbegreiflichen gegenüber verhalten?“ dann sind der Gekreuzigte und die unter dem Kreuze stehende Mutter Jesu mit ihren Begleiterinnen erlösende Urbilder und übernatürliche Kraftquellen zur Bezwingung dieses quälenden Fragens.

Leichter ist die Antwort auf die beiden andern Fragen: Zeigt nicht die Kirche trotz aller Erweckung und Befreiung der Frau zu vielseitigstem Dienst herrlicher Berufsarbeiten doch eine Minderwertung der Frau bis heute und für immer durch ihren Ausschluß vom Priestertum? Und zeigen nicht viele Diener und Amtssträger der Kirche eine rein männlich begründete Geringschätzung der Frau, die sich in hundert ungeschickten und leider auch in manchen bewußten Bemerkungen und Redensarten immer wieder verrät? Die Kirche als solche, d. h. als Lehrerin und Hüterin der Wahrheit und autoritative Hüterin der gottgewollten Ordnungen, kennt keine kränkende Minderwertung der Frau, auch wenn sie den Priesterdienst am Altar und den Hirtendienst der Seelsorge dem Mann überträgt. Sie hütet damit nur Verschiedenheiten der Berufe, die sich aus gottgewollten Verschiedenheiten der Veranlagung ergeben. Gott, der als Mann und Frau den Menschen schuf, wies mit der verschiedenen Veranlagung den beiden Menschenhälften auch verschiedene Aufgaben zu. Eine Minderwertung der einen oder andern ist nur möglich, wenn der Maßstab dazu von einseitig männlichen, nur dem Bereich der Natur angehörigen Wertungen genommen wird. Sobald Christi Maßstab angelegt wird, der den höchsten Wert aller Lebensarbeit in der dienenden Liebe verwirklicht erklärt, bedeuten die von der Kirche aufrechterhaltenen Ordnungen dieser Dienste keine Minderwertung der einen oder andern Gruppe. Zudem bekundet die Kirche, die im Himmel der Seligen und Heiligen an höchster Stelle nach dem Gottmenschen eine Frau, „Unsere Liebe Frau“, verehrt, daß sie im Rangstreit der Geschlechter nicht eigentlich eine Minderwertung der Frau befürwortet.

Aber nicht zu leugnen ist, daß männliche Beschränktheit und Unbeholfenheit sehr oft in Erzeugnissen der kirchlichen Literatur wie im Ablauf der täglichen Begegnungen eine persönliche Minderwertung der Frau durch den Priester bekundet, die verlegend und auf die Akademikerin mit ihrem hellen Wissen um all diese Probleme geradezu abstoßend wirkt. Ich schweige von gewissen apokalyptischen Büchern, die anstatt den Priester vor dem Versucher im eigenen begehrlichen Fleische zu warnen, die Frau als die Trägerin des Versucherdämons hinstellen. Aber auch Harmloseres wirkt oft kränkend. Das gern gebrauchte „Kind“ oder etwa „kommt Kinder“, das man im Munde älterer Priester erwachsenen Jungfrauen und Frauen gegenüber verwendet hört, zeugt oft von wenig Sinn für Frauenwürde. Und all die zu verständnisvoll tuenden Hinweise auf „weibliche Schwächen“, die man bei vielen über Frauenfragen schreibenden Priestern findet, lassen zu sehr erkennen, daß man sich als Mann über solche Dinge erhaben dünkt, obwohl die sogenannten „weiblichen“ Schwächen

— 3. Eitelkeit, Herrschsucht, Eifersucht, Empfindlichkeit — sich gerade bei Männern und auch im Priesterleben oft ebenso stark finden wie bei Frauen. Freilich wird man immer wieder unsere Frauen darauf hinweisen können, daß trotz solcher Taktlosigkeiten im Reden und Verhalten wohl kein Stand der Männer so viel opferwilligen Dienst den Frauen widmet wie der Priesterstand unserer Kirche, daß unendlich viel Führung, Tröstung und Aufrichtung durch die unablässige Arbeit der Priester in der Seelsorge wie im Dienste der Organisationen in das Leben der Frau hineingetragen wird.

Die theoretische Antwort auf die Frage, ob die Kirche oder die Vertreter der Kirche nicht bis heute noch eine Minderwertung der Frau bekunden, ist also in dieser Richtung zu suchen und zu geben. Die praktische Lösung aber muß die Akademikerin sich oft mit schweren, sie bis in ihr Tiefstes aufwühlenden Kämpfen erringen. Viel hängt da von ihrer eigenen Charakterveranlagung ab. Viel auch von der Umwelt, in der sie lebt und wirkt. Viel von den persönlichen Erfahrungen, die sie mit Priestern der Kirche gemacht hat. Ich habe in solche Kämpfe hineingeschaut, die bis zur Bedrohung des ganzen Glaubens geführt haben, zur Auflehnung gegen Gott, der so Schweres über die Frauen hat kommen lassen und immer wieder kommen läßt, zur Auflehnung gegen die Kirche, von deren Vertretern die einzelne ringende Seele persönlich viel Abstoßendes oder Kränkendes erfahren hat. Hier kann der Seelsorger, dem solche kämpfenden Seelen sich noch anvertrauen oder wiederanvertrauen, nur appellieren an die verzeihende Güte der schwer Gekränkten, an das Verstehen menschlicher Begrenztheiten auch im Träger der kirchlichen Gewalten, an die Opferkraft demütiger Ergebung in Gottes Zulassungen und Fügungen. Manchesmal aber steht man da lange Zeit vor Trümmern, die nur schwer einen Wiederaufbau ermöglichen. Darum sind solche — in unserer gebildeten Frauenwelt nicht seltenen — Kämpfe und Fälle dem Priester eine stetige Mahnung, die Distanz, die er als Zölibatär der Frauenwelt gegenüber zu wahren hat, nie zum Anlaß der Geringschätzung werden zu lassen und dadurch gleichzeitig gegen den Geist der Demut und der Liebe zu sündigen, sondern die Distanz durch Ehrfurcht zu wahren; denn Ehrfurcht gebührt der Seele, die mit Vertrauen naht.

Und so münden diese von einem Priester geschriebenen Beobachtungen und Gedanken über die katholische Akademikerin und die gebildete Frauenwelt überhaupt in eine Gewissensfrage aus, die sich an die katholischen Priester selbst richtet. Stehen sie der Frauenwelt unserer Tage mit der Ehrfurcht gegenüber, die ihr gebührt, und — wenn wir diese Frage grundsätzlich mit einem frohen und aufrichtigen Ja beantworten dürfen — ist das Verhalten der Frau gegenüber auch immer bis ins einzelne, auch bis in die Gespräche über die Frau, vor allem aber im Benehmen und Reden mit der Frau, so gestaltet, daß irgendwie männlich eingeengte Wertmaßstäbe, männliche Überheblichkeit und Taktlosigkeit im unbeachteten Gebrauch der Worte sich nicht verraten? Für die fruchtbare Zusammenarbeit von Priester und Frau im Rahmen der vom Heiligen Vater gewollten Katholischen Aktion wird viel davon abhängen, wie der Priester in seinem Verhalten sich von dieser inneren Ehrfurcht beherrscht zeigt, die ihn in jeder Frau ein Bild seiner Schwester und Mutter, ein Bild Unserer Lieben Frau erblicken läßt.

Engelbert Krebs.